

KÖLNER UNIVERSITÄTSREDEN

34

Volkswirtschaftslehre
als
Sozialwissenschaft

Von

Prof. Dr. G. Schmölders

– Rektoratsrede am 10. November 1965 –

Ansprache

des scheidenden Rektors Professor Dr. Dr. h. c. Hans Peters †
anlässlich der Rektoratsübergabe am 10. November 1965



SCHERPE VERLAG KREFELD 1965

Hochansehnliche Festversammlung!

Akademische Tradition erlaubt und gebietet dem neuen Rektor, Ihre Aufmerksamkeit für ein Thema seines engeren Fachgebietes zu erbitten.

In diesem Jahr gehöre ich der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät unserer Universität fünfundzwanzig Jahre an; im Sommersemester 1940 übernahm ich hier den Lehrstuhl unseres unvergeßlichen Kollegen Erwin von Beckerath.

In diesem Vierteljahrhundert hat meine Fakultät eine beträchtliche Erweiterung erfahren, und zwar ganz besonders nach der Seite der Sozialwissenschaften hin; von den elf neu hinzugekommenen Lehrstühlen entfallen nicht weniger als sieben auf diese Gruppe, die bei uns heute – neben den traditionellen Sonderfächern Wirtschafts- und Sozialstatistik und Sozialpolitik – die Soziologie und Sozialpsychologie, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und -geographie und die Wissenschaft von der Politik umfaßt. Mit dieser breiten Auffächerung der Sozialwissenschaften ist Köln zwar, wie so häufig, nur einer allgemeinen Entwicklung auf unserem Fachgebiet mutig vorangegangen; aber die Parallelen an anderen Universitäten und die Pläne beispielsweise für Bochum, Dortmund und Konstanz zeigen, daß es sich dabei doch um mehr handelt als nur um eine örtliche Besonderheit unserer Kölner alma mater.

Hinter derartigen langfristigen Wandlungen in der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit steht vielmehr in aller Regel eine *immanente wissenschaftsgeschichtliche Entwicklungslogik*.

Ich möchte heute versuchen, diesen längerfristigen Entwicklungstrend etwas genauer herauszuarbeiten und dabei für mein eigenes Fach, die Volkswirtschaftslehre oder Sozialökonomik, wie ich sie gern bezeichne, zu einer Art Ortsbestimmung im Kreise der Sozialwissenschaften zu gelangen, nämlich als eine von ihnen und sogar als die älteste unter ihnen.

Dabei gehe ich davon aus, daß die Volkswirtschaftslehre zusammen mit der Betriebswirtschaftslehre, deren Tradition hier in Köln an die frühere Handelshochschule anknüpft, also an die Keimzelle unserer ganzen Universität, herkömmlich zu der Gruppe der »*Wirtschaftswissenschaften*« gerechnet wird; das Erfahrungsobjekt »Wirtschaft«, wenn auch nicht das Erkenntnisobjekt »Volkswirtschaft«, ist beiden Disziplinen gemeinsam. Die Sozialwissenschaften wiederum haben mit der Volkswirtschaftslehre das Erfahrungsobjekt »Volk« gemeinsam, nicht dagegen das der »Wirtschaft«; sie befassen sich mit den menschlichen und zwischenmenschlichen Verhältnissen und Verhaltensweisen, die von der Herkunft und Umwelt des Einzelnen, von seiner Gruppe und von den Werten seiner Gesellschaft geprägt sind. Die Volkswirtschaftslehre bildet so einerseits sicherlich eine Brücke zwischen den Wirtschafts- und den Sozialwissenschaften, gehört aber andererseits nach ihrer *Geschichte*, ihren *Problemen* und ihren *Methoden* so sehr zu den Sozialwissenschaften, daß ich sie als eine der ihnen bezeichnen und diese Auffassung hier unter diesen drei Aspekten begründen möchte.

Dabei darf ich vielleicht zunächst an meinen eigenen akademischen Werdegang anknüpfen. Als ich mein Studium der Nationalökonomie, wie man es damals nannte, noch in der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin begann, waren die beiden großen Meister unseres Faches, Gustav Schmoller und Adolph Wagner, erst vor kaum drei Jahren gestorben

(1917); ihr Geist war in den Hörsälen und Seminaren noch unverkennbar lebendig¹). So konnte ich noch an den Ausläufern dieser großen Zeit der deutschen Volkswirtschaftslehre teilhaben, der Zeit, in der die deutsche Volkswirtschaftslehre Weltgeltung und weltweite Wirkung besaß; eine solche ist ihr weder vorher noch später bis heute je wieder beschieden gewesen.

Die sogenannte »Historische Schule« oder auch »Ethische Richtung« der Nationalökonomie, wie sie Schmoller und Wagner vertraten, ist später gern abwertend als bloße Stoffhuberei ohne theoretischen Anspruch bezeichnet worden; erst allmählich wird ihr heute wieder mehr Anerkennung zuteil²). Ihre bis in die Gegenwart fortwirkende organisatorische Leistung war die Gründung und jahrzehntelange Führung des »Vereins für Socialpolitik«, in dem sie gemeinsam mit führenden Journalisten und Politikern in die praktisch-politische Auseinandersetzung um die sozialen Fragen der Zeit eingriffen; den Spottnamen »Kathedersozialisten«, den sie dafür ernteten, haben sie, wie das häufig so geht, durch ihr Wirken auf die Dauer in einen Ehrennamen verwandelt. Der Verein, der heute den Namen »Verein für Socialpolitik gegr. 1872« traditionsbewußt als Untertitel weiterführt, ist die älteste wissenschaftliche Vereinigung auf dem Gebiet der Volkswirtschaftslehre in der Welt; erst 1885 wurde die »American Economic Association« gegründet, vor allem von F. W. Taussig, R. T. Ely und E. R. Seligman, die ihre volkswirtschaftliche Ausbildung zum Teil in Berlin bei Wagner und Schmoller empfangen hatten.

Der sozialwissenschaftliche oder besser gesellschaftswissenschaftliche Ansatz dieser historisch-ethischen Volkswirtschaftslehre war keineswegs nur auf das Teilgebiet der »Sozialpolitik« beschränkt, das damals in Berlin mein akademischer Lehrer

Heinrich Herkner neben der Finanzwissenschaft vertrat³⁾; für Schmoller war alle Wirtschaftsgeschichte Sozialgeschichte, ja die *Volkswirtschaft* überhaupt nur »ein Teil des gesamten *Volkslebens*«. Der Ursprung des »Kathedersozialismus« lag letztlich in seiner Auseinandersetzung mit dem von Marx und Engels als »wissenschaftlicher Sozialismus« bezeichneten Lehrgebäude, einer Klassen- und Gesellschaftstheorie kat'exochen, der dann Schmoller und Wagner, Brentano und Bücher, Sombart und Held *ihre* Konzeption von Sozialreform oder, wie Wagner es gern nannte, »Staatssozialismus« entgegenstellten – nicht weniger umfassend in ihrem Anspruch, die Probleme der Zeit zu lösen, aber doch wohl nicht so einseitig und dogmatisch wie der marxistische Sozialismus.

Freilich begnügte sich diese Wissenschaft von einem »Teil des gesamten Volkslebens« nicht mit der Aufstellung von Modellen, Hypothesen und Gesetzen, »vorschnellen Verallgemeinerungen«, wie Schmoller solche gern nannte; sie bemühte sich zunächst einmal um die Sammlung von Tatsachenmaterial, auf dessen Grundlage sie später eine umfassende Theorie entwickeln wollte. Dieses ehrgeizige Vorhaben, das alles übertraf, was ein Menschenleben, ja eine Gelehrten generation zu leisten vermochte, blieb im wesentlichen unerledigt und mußte es bleiben; diese Tatsache war es vor allem, die der Historischen Schule den Vorwurf einer atheoretischen Haltung eingetragen hat.

Wenn wir heute zu diesem Vorwurf Stellung nehmen, so kann es sich dabei nicht um eine Rehabilitierung der historischen Schule der Nationalökonomie handeln; weit wichtiger ist es, zu zeigen, worin unsere heutige Sozialökonomik sich von der historischen Methode unterscheidet. Schmoller selbst hat später in seinem »Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre« als Forschungsziel die Aufgabe bezeichnet, allgemeine,

über die individuellen Erscheinungen hinausgehende theoretische Erkenntnisse zu gewinnen: »Wie es überhaupt keine menschliche Erkenntnis ohne die Wiederholung des Gleichen oder Ähnlichen gibt, so knüpft auch alle eigentliche volkswirtschaftliche Theorie an die Erfassung der typischen Vorgänge, der Wiederholung gleicher Einzelercheinungen und Reihen von Erscheinungen gleicher oder ähnlicher Form an«⁴). Wenn wir freilich den Historismus nicht nach solchen Zitaten, sondern nach seinen Taten beurteilen wollen, so müssen wir feststellen, daß er beklagenswert wenig Ergebnisse von wirtschaftstheoretischer Relevanz hinterlassen hat; die »vergleichende Methode«⁵), deren er sich in der Hauptsache bediente, verführt so leicht wie keine andere dazu, in der bloßen Darstellung vergleichbarer Phänomene bereits eine auch theoretisch bedeutsame Leistung zu erblicken. Dieser Gefahr, daß die bloße Sammlung von Tatsachenmaterial in der vagen Hoffnung auf ein »nachheriges Generalisieren« zum Selbstzweck wird, begegnen wir heute durch die Forderung, daß der Sozialökonom, der einen Beitrag zur ökonomischen Theorie leisten will, schon im Stadium der Materialsammlung eine klare theoretische Fragestellung vor Augen haben muß, um nicht, wie es Schmoller seinen Mitarbeitern und Schülern gelegentlich gestattete, in der Detailforschung unterzutauchen. Wenn wir beispielsweise heute das Konsumentenverhalten empirisch erforschen, so ist es ebensowenig unsere Aufgabe, den Verbrauch und das Verhalten der Verbraucher schlechthin zu beschreiben, wie es das Thema der Soziologie ist, die Gesellschaft schlechthin zu beschreiben. Vielmehr dient das Verhalten der Konsumenten nur insoweit als Erkenntnisobjekt der Wirtschaftstheorie, als es zur Erkenntnis der Gesetzmäßigkeiten beiträgt, denen die Bedarfe bei wachsendem (oder sinkendem) Wohlstand, gesteigerten oder abnehmenden Er-

wartungen usw. unterliegen, oder zur Prognose konjunktureller Schwankungen der Nachfrage und zur Erklärung des Marktverhaltens der Käufer, also ihrer Reaktion auf die Variation der Angebotsbedingungen⁶). Das sind natürlich nur wenige Einzelbeispiele aus der Fülle der Aspekte des Konsumentenverhaltens, die untersucht werden können; wir wollen jedoch »die Konsumenten« ebensowenig als Erkenntnisobjekt monopolisieren wie die Unternehmer, die Sparer oder die Arbeiter, deren Verhaltensweisen auch für den Soziologen und den Sozialpsychologen bedeutsame Aspekte bieten. Wie jede andere Sozialwissenschaft beschränkt sich vielmehr auch die volkswirtschaftliche Theorie auf die für sie relevanten Aspekte und »Rollen« des gemeinsamen Erfahrungsobjektes »menschliches Verhalten«; über eine bloße Materialsammlung geht diese durchaus theoretisch orientierte empirische Sozialforschung jedoch weit hinaus, damit auch über den bloßen Historismus und seine Fragestellung.

Zeigt somit schon ein Blick in die *Geschichte* der Volkswirtschaftslehre, wenigstens, was die sogenannte Schmollerschule angeht, ihren Ursprung und ihre Eigenart als Sozialwissenschaft, so wird das gleiche auch an vielen der großen überzeitlichen *Probleme* deutlich, mit denen sich die »Politische Ökonomie« bei uns und in anderen Ländern seit ihren ersten Anfängen befaßt hat. Eine der erregendsten Fragen, die sie schon vor anderthalb Jahrhunderten aufgegriffen hat und die heute in den sog. Entwicklungsländern und im Rahmen der Entwicklungspolitik in aller Welt erneut ihre bedrohliche Aktualität beweist, ist beispielsweise die Divergenz zwischen der Zuwachsrate des Nahrungsspielraums und der Bevölkerungs»explosion«, wie die heutige Vorliebe für knallige Schlagworte diesen Tatbestand gern bezeichnet. Auf diese Divergenz hatte zuerst Robert Malthus aufmerksam gemacht;

für die westlichen Industrieländer glaubte die Volkswirtschaftslehre des 19. Jahrhunderts mit dem sogenannten Neomalthusianismus die theoretische und logisch rationale Antwort gefunden zu haben. Wie wenig damit für die Wirklichkeit gewonnen war, zeigt das Beispiel der Entwicklungsländer mit ihrer Bevölkerungsvermehrung, deren Bewohner sich aus religiösen, intellektuellen und traditionellen Gründen der Parole der Geburtenkontrolle verschließen; das Problem ist eben letztlich nicht »logischer«, sondern soziologischer und psychologischer Natur, m. a. W. ein sozialwissenschaftliches, nicht ein ökonomisch-theoretisches Problem.

Ein anderes anscheinend rein »volkswirtschaftliches« Problem, das sich heute als höchst aktuelle sozialwissenschaftliche Fragestellung entpuppt, ist in der sogenannten Werttheorie der Streit darum, mit welchem Anteil die einzelnen Produktionsfaktoren am Zustandekommen des Produktwertes letztlich beteiligt sind. Ging die Auseinandersetzung zwischen Quesnay und Smith noch um die Alternative, ob *der Boden* oder *die Arbeit* die Quelle allen Wohlstandes sei, so fand hier später der Sozialismus einen bequemen Ansatzpunkt für seine demagogische Formulierung »alle Räder stehen still, wenn dein (d. h. der Arbeiter) starker Arm es will« – ein Schlagwort, das ja auch die Grundbesitzer oder die Kapitalisten hätten für sich in Anspruch nehmen können. Heute tritt uns insbesondere in den Entwicklungsländern mehr und mehr der Tatbestand entgegen, daß Boden, Kapital und Arbeit nicht allein ausreichen, das Zustandekommen des Sozialprodukts und sein Wachstum zu erklären; vielmehr muß neben Kapital (einschließlich Boden) und Arbeit ein »dritter Faktor« in die Zurechnungslehre aufgenommen werden, der in vielen Fällen quantitativ und qualitativ bedeutsamer ist als jeder der beiden anderen, nämlich die geistige Leistung, das technische Wissen, das

Know-How oder wie immer man Intelligenz und Bildungsstand einer Bevölkerung im Hinblick auf ihre Fähigkeit, ihr ökonomisches Schicksal zu meistern, bezeichnen will. Bildung und Erziehung sind aber, auch wenn man nur ihre ökonomische Bedeutung ins Auge faßt, weit mehr und etwas ganz anderes als eine Geldsumme von »Erträgen« aus »Investitionen«. Sie sind das Ergebnis vielschichtiger Faktoren der sozialen Umwelt des Menschen, die fälschlich als »außerökonomisch« abgetan zu werden pflegen, deren Erforschung uns aber nur eine Volkswirtschaftslehre näherbringt, die sich als Sozialwissenschaft versteht; in den engen Kategorien der »reinen« ökonomischen Theorie klassischer Oberservanz ist dieser »dritte Faktor«, auf den schon Friedrich List mit seiner Lehre von den »produktiven Kräften« hingewiesen hatte, nicht unterzubringen⁷⁾.

Ein weiteres Beispiel bietet die *Geldtheorie*. In der Zeit des Metallismus und Bimetallismus blieb die Kontroll- und Maßhaltefunktion, um die es bei der Ausübung der Währungs-
hoheit von jeher geht, der natürlichen Knappheit der Edelmetalle anvertraut, d. h. einem realen, quantitativen »ökonomischen« Faktor pur sang; folgerichtig schien der Geldwert eine einfache oder doch nur durch die sogenannte Umlaufgeschwindigkeit des Geldes mitbestimmte Funktion der »Geldmenge« zu sein (Quantitätstheorie). Seit die Gold- und Silbermünzen durch papierene Geldzeichen und diese wiederum durch bloße Kontenverrechnung (Buchgeld) ersetzt worden sind, wird die solchermaßen heimatlos gewordene Kontroll- und Maßhaltefunktion wie ein schwarzer Peter von Hand zu Hand weitergereicht, von der Notenbank an die Geschäftsbanken, von den Arbeitgebern an die Gewerkschaften, von den Sparern und Verbrauchern an die öffentlichen Haushalte usw.; sie alle sind an der Geldschöpfung, an dem simultanen

Wachsen der Ansprüche auf das Sozialprodukt und damit an der Entwicklung des Geldwertes mitbeteiligt und daher für das Schicksal der Währung mitverantwortlich. So wie das Geld kulturgeschichtlich nicht aus dem Wirtschaftsleben entstanden ist, sondern als gesellschaftliche Erscheinung, besonders auch im sakralen Bereich schon lange vor der Tauschwirtschaft vorhanden war⁸⁾, so ist die Währungsstabilität kein »rein ökonomisches«, sondern ein Problem der Koordinierung und Disziplinierung des Gruppenverhaltens in der Demokratie; wieder stehen wir damit vor einer sozialwissenschaftlichen Problematik.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um darzutun, daß die Volkswirtschaftslehre es bei ihren bedeutsamsten *Problemen* in aller Regel mit sozialwissenschaftlichen Problemen in dem Sinne zu tun hat, daß sie weder allein »ökonomischen« Ursprungs noch einer ausschließlich »ökonomischen« Lösung zugänglich sind. Daraus ergibt sich bereits, daß auch die *Methoden*, mit denen die Sozialökonomik ihren Problemen zu Leibe geht, nicht an den von den anderen Sozialwissenschaften entwickelten Forschungsverfahren vorbeigehen können; weder darf es einen Methodenmonismus geben noch eine Abkapselung gegen andere, im eigenen Fach noch nicht erprobte Methoden, wenn sie versprechen, uns der Lösung der sachlichen Probleme näherzubringen.

In seiner Rektoratsrede von 1897 und in seinem drei Jahre später erschienenen »Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre« bekannte sich sogar und gerade auch Gustav Schmoller zu dem »allerdings für den Anfänger erschreckenden« Ergebnis, daß zur Volkswirtschaftslehre *Methoden der verschiedensten Art* und Kenntnisse aus den verschiedensten Wissensgebieten gehörten. Die Wissenschaft müsse »mit viel Resignation und Bescheidenheit ihre Lücken eingestehen« und

sich zunächst »auf das Erkennen beschränken«, zumal sie »eingesehen hat, daß die Hoffnungen der Denker und Gelehrten, durch bestimmte Theorien irgend eine subjektive Auffassung des ›Sollens‹ zu stützen, immer wieder die Objektivität des wissenschaftlichen Verfahrens getrübt hat«⁹).

Diese Warnung bezog sich auf die Gefahr, der gerade die »Politische Ökonomie« von jeher ausgesetzt war, daß das wissenschaftliche Denken und Erkennen *unbewußt* von bestimmten Wertungen ausgeht, von einem System metaphysischer Axiome, wie wir es heute als »Ideologie« bezeichnen; das *bewußte* ethisch-sozialpolitische Werturteil, mit dem die Kathedersozialisten in den Kampf um die Staats- und Wirtschaftsordnung gezogen waren, sollte mit dieser Warnung nicht desavouiert werden. Erst zehn Jahre später ist neben dem Interessenstandpunkt, von dem sich Schmoller so ausdrücklich distanzierte, auch jegliches Werturteil schlechthin aus unserer Wissenschaft verbannt worden; Max Weber vertrat temperamentvoll die Forderung, jedenfalls das wissenschaftliche *Erkennen* von jeglichem Werturteil freizuhalten, da jede Bewertung und jede Bevorzugung eines Zustandes vor einem anderen letztlich auf einer *Entscheidung*, nicht auf einer *Erkenntnis* beruhe. Was freilich noch Erkenntnis und was schon Entscheidung ist, läßt sich nicht immer mit letzter Sicherheit ausmachen; viele ganz unbewußte, ideologische Wertungen sind tief in unsere Sprache und den Begriffsapparat unseres Denkens eingedrungen.

Ein Beispiel für den »Ideologieverdacht«, dem auch das wissenschaftliche Denken stets ausgesetzt bleibt, ist der aller politischen Ökonomie notwendigerweise inhärente Gehalt an *Nationalismus*, der sich vielfach genug unbewußt auch in anscheinend noch so universal konzipierte Theorien einzuschleichen pflegt¹⁰). Wenn die Hauptaufgabe der National-

ökonomie darin besteht, »die von der Wirtschaftspolitik zu treffenden Entscheidungen vorzubereiten« (W. A. Jöhr), so ist der Adressat ihrer Empfehlungen ja in der Regel nicht irgendeine Weltregierung, die es nicht gibt, sondern meist die jeweilige Regierung des eigenen Landes, die natürlich in erster Linie dessen nationale Interessen wahrzunehmen hat; dieses nationale Interesse spiegelt sich dann oft unvermerkt in der Theorie wider. Wie stark etwa die Freihandelsmaxime der englischen Klassiker ganz unbewußt von den damaligen nationalen englischen Wirtschaftsinteressen geprägt war, hat schon Alfred Marshall ganz unbefangen eingeräumt; es war keineswegs ein Zufall, daß die Verwirklichung des Freihandels damals gerade der englischen Volkswirtschaft am meisten zum Nutzen gereichte. Die Gegenthese von Friedrich List konnte sich nur darum nicht an eine nationale Regierung wenden, weil es eine solche noch nicht gab; List nannte sein System wenigstens ausdrücklich ein »*nationales* System der Politischen Ökonomie«. Gunnar Myrdal hat später gezeigt, daß auch die Verwirklichung des Wohlfahrtsstaates im Prinzip auf der Idee einer internen nationalen Solidarität beruht, die jegliche Hoffnung auf eine Solidarität der gesamten Menschheit nur um so weiter hinausschiebt¹¹); sowohl die Wohlfahrtsökonomik wie die moderne Beschäftigungs- und Wachstumstheorie gehen fast immer vom eigenen »Sozialprodukt« (besser »Nationalprodukt«) ihres Landes aus und sind damit schon durch diesen ihren Maßstab hinreichend verdächtig, bewußt oder unbewußt einer nationalistischen Ideologie zu entstammen und zu dienen.

Hält man sich demgegenüber an das einfache Kriterium, das Karl R. Popper für alle Erfahrungswissenschaften aufgestellt hat, nämlich an die Forderung, jede Behauptung so zu formulieren, daß sie jederzeit empirisch widerlegt werden kann¹²),

so läßt sich die Fallgrube der Ideologien methodisch vermeiden. Die empirische Sozialökonomik hat diese Methode mit den übrigen Sozialwissenschaften gemeinsam; sie formuliert an Hand einer Theorie zunächst ihre Hypothesen und konfrontiert die aus diesen Hypothesen deduzierten Basissätze, also empirisch überprüfbare Aussagen über Erscheinungen, mit der Wirklichkeit. Erst wenn eine Hypothese in einer hinreichenden Zahl rigoroser Prüfungen am Hier und Heute ökonomischen Geschehens nicht falsifiziert worden ist, darf sie als gesichert gelten¹³).

Ein Beispiel bietet die Hypothese vom Lebenszyklus des Sparers, die Frage also, in welchem Lebensalter ein Normalverbraucher durch die Bildung von Ersparnissen am meisten zur Kapitalausstattung der Volkswirtschaft beiträgt. Nach der bisher herrschenden Vorstellung über das Sparen als »Funktion« des verfügbaren Einkommens wären das einmal die Lebensjahre vom Eintritt in das Berufsleben bis zur Eheschließung, also die »Junggesellenzeit« etwa vom 16. bis zum 25. Lebensjahr, und dann erst wieder die Jahre, wenn die Kinder aus dem Hause sind, also das Lebensalter von etwa 50 Jahren bis zum Ende der Berufstätigkeit; tatsächlich hat man diesen theoretischen Zyklus der Sparfähigkeit für ein Abbild der Wirklichkeit gehalten¹⁴).

Diese Hypothese konnte jedoch in empirischen Untersuchungen im In- und Ausland inzwischen schlüssig widerlegt werden; trotz ihres verhältnismäßig hohen verfügbaren Einkommens sparen die jüngeren unverheirateten Berufstätigen so gut wie gar nicht, wohl aber beginnen sie von dem Zeitpunkt ihrer Verheiratung an plötzlich zu sparen; gerade jungverheiratete Paare sparen oft in ganz unwahrscheinlichem Maße, um bestimmte Anschaffungen machen zu können, und selbst Arbeitslose und Versorgungsempfänger beteiligen sich

an der privaten Kapitalbildung aus einem Einkommen, das statistisch kaum über dem Existenzminimum liegt. Die voreilige Hypothese der Rationaltheorie von dem Sparen als einfacher Funktion des verfügbaren Einkommens ist damit eindeutig widerlegt; die Theorie muß sich um andere Erklärungen des Sparvorgangs bemühen, anstatt einfach von der ungeprüften Annahme eines vollkommen rationalen quantitativen Kalküls aller Sparer aller Altersgruppen auszugehen. Ähnliche Widerlegungen oder auch Bestätigungen sozialökonomischer Hypothesen sind inzwischen auf vielen Gebieten erfolgt; die Sozialökonomik bedient sich dabei mit Nutzen der in der Rationaltheorie aufgestellten »Funktionen«, um sie mit Hilfe der in den anderen Sozialwissenschaften entwickelten Methoden empirisch zu überprüfen.

Diese strenge Empirie mit ihrer ständigen Kontrolle der Hypothesen an der Wirklichkeit ist natürlich eine sehr entsagungsvolle Methode, gemessen an der früheren fröhlich-fruchtbaren Produktion ungeprüfter und unprüfbarer Modelle, Hypothesen und »Gesetze«; sie verzichtet bewußt auf vor-schnelle Verallgemeinerungen zugunsten gesicherter Erkenntnisse, auf elegante, mathematische »Funktionen« zugunsten konkreter Einzelerhebungen und auf oberflächliche Globalvermutungen zugunsten eines tieferen Einblicks in einen begrenzten Bereich. Andererseits erweitert sie aber den Gesichtskreis der Sozialökonomik in dreifacher Weise; durch Einbeziehung auch vieler sogenannter *Imponderabilien*, d. h. nicht quantitativer Phänomene, durch Berücksichtigung tieferliegender und oft unbewußter *irrationaler Motive* des menschlichen Handelns, da, wo sie das Wirtschaftsleben nachweislich beeinflussen, und durch bereitwillige *Zusammenarbeit mit den anderen Sozialwissenschaften*, mit denen Ergebnisse ausgetauscht und neue Untersuchungen gemeinsam entworfen und durchgeführt werden.

Mit der Einbeziehung der sogenannten Imponderabilien kommt die Sozialökonomik ihrer längst überfälligen »kopernikanischen Wende« näher, d. h. einer Antwort auf die Frage »was dreht sich um was?« Solange die Wirtschaftstheorie darauf beharrte, alle realen quantitativ-ökonomischen Vorgänge unbedingt und auf jeden Fall wiederum nur auf reale quantitativ-ökonomische Ursachen zurückführen zu können, versperrte sie sich selbst den Zugang zur Wirklichkeit; die Wirtschaft ist nur »ein Teil des gesamten Volkslebens« und im Volksleben spielen die Imponderabilien vielfach eine größere Rolle als die »Ponderabilien«. Daß zum Beispiel die Arbeit mit Geld entlohnt wird, ist zumindest nicht die *alleinige* Ursache allen Arbeitens, jeder Berufswahl und aller Arbeitsleistung, von Arbeitsfreude, Berufstradition und Berufsethos ganz zu schweigen; ähnliches gilt für den Produktionsfaktor Kapital und die »dispositive Funktion« der Unternehmensführung. Daß Gewinnerzielung ein zwar auf die Dauer unabdingbares, aber doch nur eines unter mehreren Motiven des unternehmerischen Handelns ist, erkennt die Betriebswirtschaftslehre seit langem an; um so weniger kann die Sozialökonomik sich mit dem theoretischen Modell einer Volkswirtschaft begnügen, deren Unternehmer sich ausschließlich an der »Gewinnmaximierung« orientieren. Mag dieses Modell für die Elementarunterweisung didaktisch von Nutzen sein, so darf es uns doch nicht den freien Blick auf die Wirklichkeit des unternehmerischen Handelns versperren, das zum Glück noch viele andere Parameter der ökonomisch relevanten Entscheidungen besitzt als die Gewinnmaximierung¹⁵).

Eine erste Bresche in das Monopol der quantitativ-ökonomischen Gleichgewichtsbeziehungen und der abstrakten »Saldenmechanik« der Theorie hat J. M. Keynes vor einem Menschenalter gelegt; nicht die gegenwärtigen Preise, Mengen und

Gewinne und nicht die heutigen Größen Einkommen, Angebot und Nachfrage bestimmen danach das Verhalten der Unternehmer und Käufer, sondern weit stärker die von ihnen *erwarteten* zukünftigen Preise, Mengen, Einkommen und Gewinne, also ihre Zukunftserwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen¹⁶). Unwillkürlich wird man an das berühmte Wort von Epiktet erinnert, nach dem nicht die Tatsachen entscheiden, sondern die Meinungen der Menschen über die Tatsachen; so entscheiden im Wirtschaftsleben nicht die augenblicklichen oder die aus der Vergangenheit abgeleiteten Daten, sondern die Erwartungen über zukünftige Daten, welche diejenigen hegen, von deren Verhalten eben diese zukünftigen Preise, Mengen und Gewinne wiederum abhängen¹⁷).

Die »Keynes-Revolution« des ökonomischen Denkens hat die erwähnte kopernikanische Wende der Wirtschaftstheorie noch nicht herbeigeführt, aber an ihrer Vorbereitung mitgewirkt; wie die Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen der Wirtschaftssubjekte, so treten andere psychische Faktoren, die bisher gern als »Imponderabilien« abgetan wurden, jetzt mehr und mehr in ihr Blickfeld. Das gilt zum Beispiel für die sog. »Signalwirkungen« des Diskontsatzes, die Tatsache, daß eine Erhöhung oder Ermäßigung des Zinssatzes der Notenbank nicht nur auf dem Wege über die Verteuerung des Rediskontkredits, die sich in Achtel- und Viertelprozenten der Kreditkosten »messen« läßt, sondern weit stärker noch durch die allgemeine Dämpfung oder Stimulierung der Erwartungen kontraktiv oder expansiv zu wirken vermag¹⁸); sie erfaßt damit viel breitere Kreise als nur die Kreditnehmer, die am Zinssatz eines Wechselkredits interessiert sind, und wirkt viel elementarer auf die Entscheidungen der Investoren ein, als dies die rechnerische Auswirkung der Zinssatzveränderung vermöchte¹⁹). Derartige Signalwirkungen kennen und analy-

sieren wir heute außer bei der Diskontpolitik der Notenbank bei allen Finanzmaßnahmen der öffentlichen Hand, bei ihren Ausgaben und Einnahmen, vor allem natürlich bei den Steuern; gelegentlich gelingt es hier sogar, das »Gewicht« dieser »Imponderabilien« wenn nicht zu messen, so doch in seinen ungefähren Größenordnungen abzuschätzen²⁰). Solange man die Wirkung einer Steuer nur an dem Geldbetrag messen zu können glaubt, den sie dem Finanzamt zu Lasten der Steuerzahler zuführt, versperrt man sich auch hier den Blick auf die Wirklichkeit; bei manchen Steuern ist ihre Signalwirkung die wichtigste, gelegentlich sogar die allein gewollte Wirkung, die möglicherweise auch erzielt wird, ohne daß die Steuer überhaupt ein finanzielles Aufkommen erbringt, ja, bevor eine geplante oder diskutierte Steuer überhaupt in Kraft tritt (Kuponsteuer).

Ein besonders eindrucksvolles Beispiel für ein Phänomen, das der Aufmerksamkeit der Modelltheorie einfach dadurch entgangen war, daß es sich nicht als quantitativ bestimmbar präsentierte, ist die Tatsache, daß die meisten Teilnehmer des Zahlungsverkehrs, mag ihnen auch gelegentlich das ständige Ansteigen der Preise und Löhne auffallen, dennoch in ihren täglichen Dispositionen und auch bei längerfristig wirkenden Entscheidungen unbewußt stets mit einem *Gleichbleiben des Geldwertes* zu »rechnen«, d. h. also genau genommen gerade *nicht* zu rechnen pflegen. Die ökonomische Theorie abstrahiert in aller Regel sowohl von der Tatsache der Geldentwertung als auch von dem Vorhandensein dieses arglosen Vertrauens der Bevölkerung zum Gelde, das sie zynisch genug als »*Geldillusion*« bezeichnet²¹); dabei kommt es, soll nicht die Währungs- und Wirtschaftspolitik geradezu ein nächtlicher Ritt über den Bodensee sein, gerade darauf an, die Stärke der Belastbarkeit und Stabilität dieser Geldillusion zu erkennen. Erst die

Kenntnis und nähere Erforschung dieser Imponderabilien, die in vielen Fällen an der Wurzel unserer ökonomischen Probleme sitzen, kann uns ihrer Lösung näherbringen; in dieser Lösung, nicht im Wegdisputieren der Probleme besteht aber die Aufgabe der Sozialökonomik.

Unschätzbare Dienste vermag ihr auf diesem Gebiet die moderne Technik der elektronischen Datenverarbeitung zu leisten. Mit ihrer Hilfe haben zuerst die Soziologen und Psychologen jenes methodische Arsenal entwickelt, das seit dem zweiten Weltkrieg zunehmend auch in den Dienst der Wirtschaftstheorie gestellt worden ist und das uns heute Möglichkeiten der Erkenntnis eröffnet, die keiner Generation vor uns gegeben waren. Wir sind heute imstande, das Verhalten der Menschen als Gruppen- und Massenerscheinung zu erforschen und dabei die auf dieses Verhalten einwirkenden Kräfte bzw. ihre Wirkungen zu isolieren, zum Teil sogar zu quantifizieren. Auch im Bereich der Erhebungstechnik sind Entwicklungen im Gange, die den Kreis des exakt Erheb- baren und Meßbaren immer weiter vergrößern; Stimmungen, moralische Wertungen, die Mentalität der Völker und Gruppen und vieles andere, was wir – eigentlich schon nicht mehr ganz korrekt – als »Imponderabilien« bezeichnen, beginnt wägbare und meßbar zu werden. Diese Erhebungsverfahren werden in naher Zukunft soweit differenziert und verfeinert sein, daß es kaum eine theoretisch wichtige Fragestellung mehr geben wird, über die wir auf bloße Mutmaßungen angewiesen sind, weil sie sich der Erhebung entzieht; unsere »Modelle« werden empirisch nachprüfbar. Das gilt sogar auch für solche tief- liegenden Motive des menschlichen Verhaltens, die zu den irrationalen Kräften der menschlichen Psyche gehören, gerade darum aber meist eine ganz elementare Macht über sie besitzen. Max Weber und Alfred Müller-Armack haben den

Einfluß der puritanischen Ethik und des Protestantismus auf den seelischen Habitus der spätmittelalterlichen Wirtschaftsmenschen geschildert; in den Vereinigten Staaten hat ein Schüler von Thorstein Veblen, C. E. Ayres, diesen Ansatz bestätigt und ihn im interkulturellen Vergleich auch auf die anderen großen Religionen der Menschheit angewandt. Ayres dreht dabei die Fragestellung gewissermaßen um: nicht, welche Religion die erwerbswirtschaftlich-unternehmerische Mentalität am meisten gefördert hat, sondern welche diese Kräfte am wenigsten behindert hat, ist die Frage, welcher er nachgeht. Islam, Hinduismus und Konfuzianismus haben danach die gläubigen Araber, Inder und Chinesen weit stärker an der Entwicklung neuer Ideen und technisch-zivilisatorischer Leistungen gehindert als das Christentum die Westeuropäer; die industrielle Revolution war nur der aufgelockerten, für Änderungen und Neuerungen aufgeschlossenen Geisteshaltung der Völker in den europäischen Randgebieten der mediterranen Zivilisation möglich, die dem lähmenden Bann der geschlossenen Religionssysteme asiatischer Prägung entzogen waren²²). Heute stoßen wir in der Entwicklungspolitik im Vorderen Orient, in Asien und Afrika überall auf Einflüsse dieser Art, die für das Verhalten der wirtschaftenden Menschen von entscheidender Bedeutung sind; die Wirtschafts»mentalität« vieler Entwicklungsvölker ist maßgeblich von ihren religiösen Traditionen geprägt, die oft genug zugleich die Feudalstruktur ihrer Gesellschaftsordnung bestimmen und bewahren helfen. Diese irrationalen Grundlagen der Staats- und Wirtschaftsmentalität nicht zur Kenntnis zu nehmen, wäre ein nicht wiedergutzumachender Fehler der Entwicklungspolitik; die Sozialökonomik bemüht sich daher, auch in die für Theorie und Praxis bedeutsame Motivationsstruktur der Wirtschaftsmenschen, Staatsbürger und Steuerzahler einzudringen²³).

»Irrationale« Motive vielfältiger Art sind auch im Verhalten der säkularisierten Normalverbraucher von heute auf Schritt und Tritt nachzuweisen und volkswirtschaftlich von großer Bedeutung. Seit Thorstein Veblen kennen wir den Anteil des Prestige- und Geltungsstrebens an den anscheinend so rational-ökonomisch kalkulierten Entscheidungen der Kapitalisten, Konsumenten und Investoren²⁴). Für das Käuferverhalten hat die Werbepsychologie inzwischen den Nachweis geliefert, daß Preis und Qualität einer Ware nur ein, und oft keineswegs der wichtigste Orientierungspunkt für den Kaufentschluß sind; im Gegenteil wird der Preis, angefangen vom Kampf-, Lock- oder Einführungspreis, bis zum überhöhten »Imponierpreis« heute gelegentlich selbst zum Hilfsmittel einer psychologisch raffinierten Werbung, die z. B. auf den »Snob-Effekt« ausgerichtet und nur mit den Kategorien der Sozialpsychologie angemessen zu erklären ist²⁵). Auch etwa der Spieltrieb, d. h. der Kitzel, die dunklen Mächte des Schicksals herauszufordern, spielt nicht nur an der Börse, sondern auch bei vielen anderen wirtschaftlichen Entscheidungen eine Rolle²⁶); Keynes sprach von einem »spontanen Optimismus«, einem »plötzlichen Anstoß zur Tätigkeit statt zur Untätigkeit«, auf den die meisten (!) unserer zukunftsbezogenen Entscheidungen zurückgeführt werden könnten. Umgekehrt könne aber »auch die Unternehmungslust verwelken und sterben, obwohl die Angst vor Verlusten keine vernünftigeren Grundlagen haben mag als vorher die Hoffnung auf Gewinn«²⁷); im Gegenteil ist *die Angst* in allen ihren Formen ein eigenes, im Irrationalen wurzelndes Motiv menschlichen Handelns, das im Wirtschaftsleben in mannigfachen Entscheidungen zutage tritt, von der Versicherungswirtschaft bis zu dem kalkulierten Risiko im Unternehmen, von Haftung und Haftungsbeschränkung bis zur Bank- und Kreditpanik in Krisenzeiten.

Ist somit der Aktionsradius einer Volkswirtschaftslehre, die sich als empirische Sozialwissenschaft versteht, trotz ihrer entsagungsvollen methodischen Strenge in vieler Hinsicht breiter als der der »reinen Theorie«, so erzielt sie ihre volle Ernte doch erst im zwischenfachlichen Zusammenwirken mit den anderen Wissenschaften vom Menschen und vom menschlichen Zusammenleben. Das ganze Alphabet wäre erforderlich, sie alle hier aufzuzählen; es beginnt mit dem ABC Anthropologie, Biologie, Charakterologie und reicht bis zur Zoologie, die den Terminus »Verhaltensforschung« an die Stelle der früheren »Tierpsychologie« gesetzt hat. Am engsten ist die Zusammenarbeit der Volkswirtschaftslehre bisher im In- und Ausland mit der Soziologie und der Sozialpsychologie gewesen, wie sie vom Gegenstand her natürlich auch am nächsten liegt; aber auch mit der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und -geographie, mit der Kulturanthropologie (Völkerpsychologie) und der Kriminologie, der Psychiatrie und der Wissenschaft von der Politik bestehen viele gemeinsame Interessen.

Die Arbeitsteilung ist dabei vorwiegend derart, daß die Sozialökonomik die Probleme liefert, die zunächst entsprechend aufgegliedert und operational umformuliert werden, um dann unter Zuhilfenahme der jeweils geeignetsten Methoden in enger Zusammenarbeit der beteiligten Disziplinen untersucht zu werden; oft sind es aktuelle Fragen aus der Wirtschafts- und Finanzpolitik, auf die gemeinsame oder alternative Antworten gesucht werden, oft aber auch die vielfach ungeprüft aus der Rationaltheorie übernommenen oder gar unbewußt tradierten Hypothesen, die getestet oder überhaupt erst einmal bewußt gemacht werden müssen. Nicht zuletzt dient die gemeinsame zwischenfachliche Arbeit der Ausräumung von Vorurteilen oder stereotypen Verallgemeinerungen, die sich auf der einen oder anderen Seite eingeschlichen und heimisch gemacht

haben, damit aber zugleich einem besseren Verständnis zwischen den beteiligten Fächern; als Endziel schwebt dieser »Zusammenarbeit am praktischen Problem« die gemeinsame Erarbeitung einer übergreifenden »Verhaltenstheorie« oder einer »Theorie des Handelns« vor²⁸), wie sie in den »Behavioral Sciences« in den Vereinigten Staaten schon in Ansätzen entwickelt worden ist (Parsons). Die zwischenfachliche Gemeinschaftsarbeit und die Pflege wissenschaftlicher Beziehungen nach rechts und links über die Fachgrenzen hinweg gewinnt damit, ganz unabhängig von der Bedeutung der zu bearbeitenden Probleme, einen Eigenwert im Sinne des »fortgesetzten Gesprächs« aller Wissenschaft, der vom Standpunkt der universitas literarum aus gar nicht hoch genug eingeschätzt werden kann; wer je daran teilnehmen durfte, wird seinen Gesprächspartnern vom benachbarten Fachgebiet immer dankbar sein, und auch in dieser Beziehung habe ich hier vielen zu danken.

ANMERKUNGEN ZUM TEXT:

- 1) Die Wirtschaftlichen Staatswissenschaften an der Universität Berlin von der Reichsgründung bis 1945; in: Studium Berolinense, Gedächtnisschrift zur 150-Jahrfeier der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, Berlin 1960.
- 2) EISERMANN, G., Die Grundlagen des Historismus in der deutschen Nationalökonomie, Stuttgart, 1956; ders., Wirtschaftstheorie und Soziologie, Tübingen, 1957.
- 3) HERKNER, H., Die Arbeiterfrage, 2 Bde., 8. Aufl., Berlin, 1922.
- 4) SCHMOLLER, G., Grundriß der Allgemeinen Volkswirtschaftslehre, 1. Teil, Leipzig, 1908, S. 107 f.
- 5) SCHMOLLER, a. a. O., S. 102.
- 6) SCHERHORN, Empirische Theorie der Nachfrage, Kölner Habilitationsschrift, 1964; ders., Konsum und Soziologie, in: Schmollers Jahrbuch, 1960.
- 7) MYRDAL, G., Ökonomische Theorie und unterentwickelte Regionen, Stuttgart, 1959.
- 8) GERLOFF, W., Geld und Gesellschaft, Frankfurt/M., 1952; ders., Gesellschaftliche Theorie des Geldes, Innsbruck, 1950; LAUM, B., Heiliges Geld, Eine historische Untersuchung über den sakralen Ursprung des Geldes, Tübingen, 1924.
- 9) SCHMOLLER, G. v., Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Bd. I, Leipzig, 1900, S. 100 ff.
- 10) ROBINSON, JOAN, Economic Philosophy, deutsche Ausgabe: Doktrinen der Wirtschaftswissenschaft, eine Auseinandersetzung mit ihren Grundgedanken und Ideologien, München, 1965, S. 149.
- 11) MYRDAL, G., An International Economy, deutsch Berlin, 1958; vgl. auch ders., Das politische Element in der nationalökonomischen Doktrinbildung, Berlin, 1932.
- 12) POPPER, KARL R., The Logic of Scientific Discovery, 1958.
- 13) SCHERHORN, G., Methodologische Grundlagen der sozialökonomischen Verhaltensforschung, Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen Nr. 942, Köln u. Opladen, 1961, S. 35 ff.

- 14) ROWNTREE, B. S., Poverty and Progress, London, 1951.
- 15) Vgl. KATONA, G., Das Verhalten der Verbraucher und Unternehmer, deutsch, Tübingen, 1960; ders., The Relationship between Psychology and Economics, in: Psychology, a Study of Science, New York, 1963; GÄFGEN, G., Theorie der wirtschaftlichen Entscheidung, Tübingen, 1963; MORGAN, J., BARLOW, R. und BRAZER, H., Survey of Investment Management and Working Behavior among High-Income-Individuals, Washington, 1965.
- 16) SEIDENFUS, H. ST., Zur Theorie der Erwartungen, in: John Maynard Keynes als Psychologe, Berlin, 1956; ders., Artikel Verhaltensforschung, sozialökonomische, in: Handbuch der Sozialwissenschaften.
- 17) DROEGE, H., Der Mensch als wirtschaftliches »Datum«, Volkswirtschaftliche Schriften, Heft 4, Berlin, 1952.
- 18) Report on the Working of the Monetary System (Radcliffe-Report), London, 1959.
- 19) SIEGERT, H., Währungspolitik durch »Seelenmassage«?, Frankfurt/M., 1963.
- 20) KUNTZE, G., Die Signalwirkungen der Einkommen- und Körperschaftsteuer, Berlin, 1958.
- 21) FISHER, J., The Money Illusion, New York, 1928; WILKEN, F., Phänomenologie des Geldwertbewußtseins, in: Archiv f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 1926; MEYER, J., Geldwertbewußtsein und Münzpolitik, Köln u. Opladen, 1957; BOEHME, H., Geldwertbewußtsein und Sparerverhalten, Köln u. Opladen, 1960; LÄGE, K., Die säkulare Inflation, Frankfurt/M. 1961.
- 22) AYRES, C. E., The Theory of Economic Progress, University of North Carolina Press, 1944.
- 23) SCHOLTEN, H., Die Steuermentalität der Völker im Spiegel ihrer Sprache, Berlin, 1952; REXHAUSEN, F., Der Unternehmer und die volkswirtschaftliche Entwicklung, Berlin, 1961; HOLTGREWE, K., Der Steuerwiderstand im Lichte der modernen Psychologie, Berlin, 1953; STRÜMPFEL, B., Wirtschaftliche Entwicklung als menschliches Verhalten, Berlin, 1964.
- 24) VEBLEN, TH., Theorie der feinen Leute, Köln, 196?; SCHER-

HORN, G., Bedürfnis und Bedarf, Berlin, 1959; ders., Verhaltensforschung und Konsumtheorie, a. a. O.; KREIKEBAUM, H. und RINSCHKE, G., Das Prestigemotiv in Konsum und Investition, Berlin, 1961.

25) SEYFFERT, R., Werbelehre, Theorie und Praxis der Werbung, Stuttgart, 1966.

26) LAUTERBACH, A., Psychologie des Wirtschaftslebens, Hamburg, 1962, S. 118 f.

27) KEYNES, J. M., Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, deutsch, Berlin, 1936, S. 136.

28) BONGARD, W., Nationalökonomie wohin? Realtypen des wirtschaftlichen Verhaltens, Köln und Opladen, 1965.

*Ansprache des scheidenden Rektors Professor Dr. Dr. h. c. Hans Peters
anläßlich der Rektoratsübergabe am 10. November 1965*

Exzellenzen! Magnifizenzen!
Herr Oberbürgermeister!
Herr Regierungspräsident!
Herr Oberstadtdirektor! Sehr verehrte Kollegen!
Liebe Kommilitonen! Meine Damen und Herren!

Der heutige akademische Festakt führt die Universität mit ihren Freunden zusammen. Ich darf Ihnen für Ihr Erscheinen danken und Sie alle – unsere Gäste wie die zu unserer Korporation gehörenden Mitglieder des Lehrkörpers, der Studenten, der Beamten und Angestellten – herzlich willkommen heißen. Mein Gruß und Dank gilt zunächst Ihnen, Herr Oberbürgermeister Burauen, als dem Vorsitzenden des Kuratoriums der Universität, der stets unermüdlich für die Interessen der Universität eintritt, den anderen Mitgliedern des Kuratoriums und des Verwaltungsausschusses sowie allen anwesenden Herren des Rates und der Verwaltung der Stadt Köln. Zu unser aller Bedauern kann Herr Minister Professor Dr. Mikat nicht erscheinen; als seinen Vertreter heiße ich Herrn Ministerialdirigenten Professor Dr. Wegner willkommen.

Mit besonderer Freude begrüße ich aus dem bei der Bundesrepublik akkreditierten diplomatischen Korps Ihre Exzellenzen die Herren Botschafter von Dänemark, Mauretanien, Kongo,

Korea, Guatemala, Griechenland, Madagaskar, Afghanistan, Togo, Äthiopien, Frankreich, Chile und Nepal sowie die Vertreter Ihrer Exzellenzen der Herren Botschafter von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Indonesien, Großbritannien, Ghana, Vietnam, Libyen, Malawi, Uganda, Italien, Südafrika, Israel und den Herrn Leiter der Finnischen Handelsvertretung.

Einer schönen Tradition folgend, haben sich Ihre Magnifizenzen die Herren Rektoren der Universitäten und Hochschulen unseres Landes aus Aachen, Bonn, Düsseldorf und Münster sowie für den leider erkrankten Rektor der Herr Prorektor der Universität Bochum eingefunden. Eine freudige Überraschung ist für uns die Teilnahme des Rektors unserer französischen Partneruniversität Clermont-Ferrand, Magnifizienz Professor Lapalus, den ich hiermit besonders herzlich begrüße. Auch daß der Rektor der Pädagogischen Hochschule Rheinland in Köln an unserer Feierstunde teilnimmt, werte ich als Vergegenwärtigung der Aufgabe, alte und neue Tendenzen im Hochschulbereich zusammenzuführen. Ich begrüße die Vertreter aller Hochschulen in kollegialer Herzlichkeit und darf auch *unserem* Zusammengehörigkeitsgefühl mit Ihnen hiermit besonderen Ausdruck verleihen. Mein Gruß gilt weiter den hier erschienenen Vertretern des Landtags von Nordrhein-Westfalen sowie den Chefs aller Gerichte, Bundes- und Landesbehörden und der Bundeswehr. Auch die Vertreter der Presse und des Rundfunks heiße ich willkommen. Die Vorstands- und alle übrigen Mitglieder des Vereins der Freunde und Förderer der Universität begrüße ich gern als die Unsrigen. Mein besonders herzlicher Gruß gilt dabei unseren hier anwesenden Ehrenbürgern: Frau Minister a. D. Dr. Teusch, Herrn Kollegen Kroll und Herrn Kollegen von Wiese, dessen 50jährige Zugehörigkeit zum Lehrkörper unserer Universität in diesem Jahr,

in seinem 90. Lebensjahre, durch die Verleihung des Ehrenbürgerrechts der Universität dankbar anerkannt wurde. Auch über die Anwesenheit unserer in größerer Zahl erschienenen Ehrensensoren darf ich der besonderen Freude der ganzen Universität Ausdruck geben.

Den Vertretern der Kirchen gilt mein respektvoller Gruß. Daß Seine Eminenz der Herr Kardinal wegen des Konzils nicht unter uns sein kann, bedauere ich sehr; ich begrüße als seinen Vertreter den Herrn Dompropst.

Um nicht Ihre Zeit über Gebühr in Anspruch zu nehmen, möchte ich damit meine Begrüßungsworte schließen, nicht ohne zuvor noch aller *nicht ausdrücklich genannten Freunde und Gäste* gedacht zu haben, die durch ihre Anwesenheit ihre Teilnahme an dem Geschehen an unserer alma mater bekunden.

Meinen Jahresbericht muß ich leider mit dem Gedenken an *unsere Toten* beginnen, die uns während meines Rektoratsjahres auf immer verlassen haben. Die Universität beklagt den Tod:

ihres Ehrensensors Staatsfinanzrats a. D.

Dr. EDUARD CHRIST,

des Ehrensensors Generaldirektor a. D.

Dr. h. c. FRITZ LEHMANN,

des jahrelangen Vorsitzenden des Vereins der Freunde und Förderer der Universität,

des Mitglieds des Verwaltungsausschusses der Universität zu Köln

Dr. med. HELMUTH BRAUBACH,

Mitglied des Rates der Stadt Köln,

ferner den Tod von 9 Mitgliedern des Lehrkörpers:

des gegen Ende meines Rektorats verstorbenen ordentlichen Professors der Allgemeinen Pathologie und Pathologischen Anatomie

Dr. med. NORBERT SCHÜMMELFEDER,

Dekans der Medizinischen Fakultät,

des emeritierten ordentlichen Professors für Betriebs-
wirtschaftslehre

Dr. rer. pol. ERWIN GELDMACHER,
des ordentlichen Professors für Innere Medizin

Dr. med. HANS SCHULTEN, Altrektor,
des emeritierten ordentlichen Professors für Deutsches und
Internationales Finanz- und Steuerrecht

Dr. iur. Dr. rer. pol. h. c. OTTMAR BÜHLER,
des Honorarprofessors in der Rechtswissenschaftlichen
Fakultät, Präsident des Landessozialgerichts a. D.

Dr. rer. pol. ERICH ROEHRBEIN,
des Honorarprofessors in der Mathematisch-Naturwissen-
schaftlichen Fakultät,

Ministerialdirektor Dr. ing. HUBERT SCHARDIN,
des außerplanmäßigen Professors für Ostasiatische
Kunstgeschichte

Museumsdirektor Dr. phil. WERNER SPEISER,
des außerplanmäßigen Professors für Parodontopathie,

Dr. med. dent. habil. LUDWIG SCHUBERT,
des Lehrbeauftragten in der Rechtswissenschaftlichen
Fakultät für Zivilrecht des finnisch-schwedischen
Rechtskreises

Rechtsanwalt Dr. iur. HELLMUTH DIX.

Besonders tragisch ist es, daß wir den *Tod von 16 jungen Kommilitonen* zu beklagen haben, von denen 9 bei Verkehrsunfällen ums Leben gekommen sind. Es sind dies – geordnet nach dem Todestag – die Herren

stud. rer. pol. JOSEF BAUER,

stud. med. GÜNTHER BAUER,

stud. rer. nat. HELMUT KARL SCHMEKEL,

stud. med. JOHANNES JACQUEMAIN,

stud. rer. pol. KURT SCHLEBES,
Frl. stud. iur. HANNELORE OVER,
ferner die Herren
stud. rer. pol. FRANZ LESCH,
stud. rer. pol. HANS JÜRGEN DE WALL,
stud. rer. pol. HANS FRANKE,
stud. rer. nat. JAN HOLST,
stud. rer. pol. MICHAEL SCHEITHAUER,
Frl. stud. phil. ELISABETH LINDEN,
die Herren
stud. rer. pol. SADOK TIRA
und stud. rer. pol. HELMUT LAMBERT.

Die Universität trauert an der Bahre so vieler Toter; sie wird das Andenken an die Verstorbenen stets in Ehren halten. Ich danke Ihnen, daß Sie sich zu Ehren der Verstorbenen von Ihren Plätzen erhoben haben.

Meine Damen und Herren! Es ist klar, daß an einer Universität von der Größe der Kölner, der zweitgrößten an Studentenzahlen der Bundesrepublik, eine *starker Personalwechsel* vor sich geht. Immerhin sind zur Zeit 33 Professorenstellen an unserer Universität unbesetzt; berücksichtigt man freilich, daß auch 14 Stellen für Wissenschaftliche Räte und Abteilungsvorsteher, ferner 3 Beamtenstellen in der Verwaltung und 25 Prozent der Arbeiterstellen an der Universität frei sind, so zeigt sich hier eine durchgängige Tendenz im Arbeitsmarkt der Bundesrepublik. Freilich kann nicht verschwiegen werden, daß die *letzte Besoldungsreform* mit ihrer Abschaffung des Kolleggeldes für die *beamteten Lehrkräfte* sich für eine so große Universität wie Köln in manchen Fakultäten und Fächern *recht nachteilig auswirkt*. Nach Köln berufen wurden vierzehn ordentliche Professoren, und zwar in die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät die Herren ALFONS DÖRSCHEL und ADOLF

ADAM, in die Medizinische Fakultät die Herren GERD-KLAUS STEIGLEDER und ANDREAS KÖHLER, in die Philosophische Fakultät die Herren – ja, es sind alles *Herren* – WALTER HINCK, ERWIN GRÄF, JOHANNES KIBELKA, P. J. H. VERMEEREN, JÜRGEN UNTERMANN und HARALD WEINRICH sowie in die Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät die Herren WOLFRAM JEHNE, PETER STARLINGER, GUSTAV HOFMANN und PETER MITTELSTEDT. Zu *Honorarprofessoren* wurden ernannt die Herren HEINZ MOHNEN in der Rechtswissenschaftlichen Fakultät, YUVOON CHEN in der Philosophischen Fakultät, WALTER NOLL und der leider inzwischen verstorbene HUBERT SCHARDIN in der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät. Die drei Herren PFISTERER, MEINRENKEN und VOPPEL wurden zu apl. Professoren, ferner die Herren ZIMMERMANN, POHLEY, MENZE und HANS-DIETER MEYER zum wissenschaftlichen Rat und Professor ernannt. *Vier Privatdozenten* erhielten durch Ernennung zum Dozenten eine feste materielle Lebensbasis. *Zwanzig Herren* – wieder alles Herren – traten durch Habilitation, 6 weitere durch Umhabilitation in den Lehrkörper unserer Universität ein. Die *Institution der Gastprofessoren*, die auch den Studenten die Möglichkeit gibt, Professoren anderer, meist ausländischer Hochschulen kennenzulernen, hat sich *mit 17 Professoren* weiterhin bewährt. Das Ansehen einer Universität wird vielfach in der Zahl der *Berufungen* gesehen, die von auswärts an Mitglieder des Lehrkörpers ergehen. Das ist nur teilweise richtig, weil oft *gerade ordentliche Professoren* an den *größten Universitäten* nicht so leicht ihr Tätigkeitsfeld vertauschen und in Erkenntnis dieser Tatsache oft gar nicht erst berufen werden. Immerhin erhielten 18 Herren, davon 8 ordentliche Professoren, ehrenvolle Berufungen an fremde Universitäten. Mit Befriedigung und Dank an die Betreffenden darf ich feststellen, daß von den 8 nach auswärts berufenen Ordi-

narien 6 in Köln geblieben sind, 2 dagegen haben uns leider an andere Universitäten verlassen.

Nun zur Entwicklung der *Bautätigkeit* an der Universität; sie war im letzten Jahre weiter recht erfreulich. Und wie stark sie ist, werden Sie vor Betreten der Universität heute gesehen haben. Die *unterirdische Verlegung der Universitätsstraße* rückte vorübergehend den ganzen Durchgangsverkehr dicht vor das Hauptgebäude, dürfte aber in einigen Monaten vollendet sein. *Rechts* neben der Universität wurde ein teilweise unterirdischer *Parkplatz* für 240 Autos fertiggestellt, der trotz aller statistischen Erhebungen und Planungen ein Tropfen auf den heißen Stein ist; trotzdem wurde dazwischen neben der Universität freilich noch eine mir in ihrer Notwendigkeit immer noch *nicht einleuchtende Grünfläche* errichtet. Der *größte* in diesem Jahr neu bezogene Bau ist die *Frauenklinik* mit 190 Betten, 80 Säuglingsbetten und 40 Betten für Spezialbehandlung. Der *Neubau der Nuklearmedizin* mit 16 Betten für Strahlentherapie wurde im Sommer vollendet. Ebenfalls im Bereich der Lindenburg konnte eingeweiht werden die sehenswerte *katholische Anstaltskirche*, ein Juwel moderner Baukunst, mit dem *Schwesternhaus* für 80 in den Kliniken tätige Ordensschwwestern. Ein weiteres siebengeschossiges *Schwesternhaus* mit 288 Betten mit *Schwesternschule* ist an der Birresborner Straße im Rohbau fertig geworden. *Fast* fertig ist das *Rehabilitationszentrum* in der Gleueler Straße. Gegenüber der Universität sehen Sie fast fertig die *neue Universitäts- und Stadtbibliothek* und rechts davon ständig wachsend ein *neues Hörsaalgebäude mit 2200 Plätzen*. Als *teuerster* unter den bisherigen Bauten unserer Universität haben die *Physikalischen Institute* an der Zülpicher Straße kürzlich das Richtfest gehabt. Weiter ist noch die Errichtung des Rohbaus des *Instituts für Mineralogie*, des 3. Bauabschnitts der *Geoinstitute*, zu erwähnen. Beim größten Neubauvorhaben

der Universität, den *Medizinisch-Chirurgischen Zentralkliniken*, schreitet die auf drei Jahre berechnete Planung termingemäß fort, wohingegen die Planung des Neubaus für Internationales und Ausländisches Recht zwar beendet ist, während – aus Mangel an Geldmitteln – leider dafür die erste *Baurate* im Haushaltsplan 1966 *nicht* vorgesehen ist.

Wenn man die bauliche Entwicklung der Universität zu Köln in den letzten Jahren überblickt – und der sich immer mehr erweiternde, in seinem Zusammenliegen der Gebäude aller Fakultäten für Deutschland fast einmalige *Campus* gibt auch dem Fernerstehenden ein deutliches Bild vom gewaltigen, planvollen Ausbau dieser Universität –, dann wird damit das vielfach *übliche Gerede vom »Bildungsnotstand«* am praktischen Beispiel Lügen gestraft. Gerade der *Verlauf der Ausgaben für die wissenschaftlichen Hochschulen* im Lande Nordrhein-Westfalen während der letzten Jahre ist *so imponierend*, daß er uns alle zunächst *einmal zu Dank verpflichtet* an unseren Landtag, die Landesregierung und besonders an den nimmermüde für uns besorgten Kultusminister Herrn Professor Dr. Mikat und alle Mitglieder seiner Hochschulabteilung, ferner an die für die Hochschulen zuständigen Referenten des Finanz- und Bauministeriums, besonders aber an unser eigenes Hochbauamt. Daß hierbei die starke Initiative und gewaltige Arbeitskraft unseres Kanzlers *Dr. Wagner* einen beachtenswerten Anteil hat, sei mit Dank und Anerkennung, auch für seine sonstige Hilfe für die Universität, auch heute wieder verzeichnet.

Ganz *besonders* anerkennenswert für die Entwicklung der Universität ist aber gerade bei der Universität zu Köln der *Anteil der Stadt*, die nun bereits fast 600 Jahre hindurch – mit der Unterbrechung der rund 120 Jahre seit der Auflösung durch Napoleon – durch die städtischen Organe namens der Bürgerschaft für die Universität sorgt. Und auch jetzt mühen

sich im Kuratorium und im Verwaltungsausschuß *Mitglieder von Rat und Verwaltung* für uns. Wer weiß, wo wir heute erst ständen, hätten wir nicht in Herrn Oberbürgermeister Theo Burauen und in dem am 1. Oktober leider aus seinem Amte ausgeschiedenen Herrn Oberstadtdirektor Dr. Max Adenauer zwei Persönlichkeiten, deren Liebe zur und Eifer für die Anliegen der Universität beispielhaft ist. Ihnen ist der Dank der Universität stets gewiß. Der Senat der Universität hat daher in einer Sitzung Ende September dieses Jahres beschlossen, als äußeres Zeichen dieses Dankes dem ausgeschiedenen Herrn Oberstadtdirektor Dr. Adenauer die Würde eines Ehrensensors zuzuerkennen; die äußeren Insignien werden ihm demnächst überreicht werden.

Nun bitte ich aber aus diesen wohlverdienten Lob- und Dankessprüchen nicht etwa zu schließen, daß wir zufrieden wären und uns eitler Freude hingeben könnten; aber wer, wie er glaubt, *berechtigte*, leider noch unerfüllte Wünsche äußert, muß zuvor *das Positive* dankbar anerkennen. Die *Finanznot des Landes*, vielleicht auch die in letzter Zeit viel erörterte Politik der *Wahlgeschenke* seitens des Bundes, wird sich vom Haushaltsplan 1966 ab in *sehr unerfreulicher Weise* auch auf die Universität Köln auswirken. Kuratorium und Senat haben nach genauer, verantwortungsbewußter Überlegung, auch mit der Universitätsverwaltung, im Haushaltsentwurf für 1966 unberücksichtigt gebliebene Punkte, die nach ihrer Meinung ohne wesentlichen, teilweise nicht wiedergutzumachenden Schaden *nicht* gestrichen werden sollten, in einer Denkschrift zusammengefaßt und diese allen Abgeordneten des Landtags, bei dem der Haushaltsplan für 1966 zur Zeit zur Beratung vorliegt sowie der Landesregierung vorgelegt, wozu sie nach Art. 17 des Grundgesetzes ohne Rücksicht auf den Dienstweg sicher berechtigt sind. Es scheint, als ob auch diese Auswahl der für

am dringlichsten gehaltenen Punkte bisher *anscheinend noch nicht den positiven Eindruck* auf die Beteiligten gemacht hat, den wir nicht aufhören uns zu erhoffen, weil wir diese besonderen Ausgaben in der Tat im Interesse der Universität für unerlässlich halten.

Soweit der sog. »Bildungsnotstand« im *Geistigen* gesehen wird, erkennen gerade die Universitäten, wie schwierig es ist, der uns bedrängenden Probleme angesichts der gewandelten gesellschaftlichen Verhältnisse wirklich Herr zu werden, ohne die gleichzeitigen, berechtigterweise verbundenen Anliegen von Forschung und Lehre, zu deren Erfüllung uns Gemeinwohl und Tradition gleichermaßen verpflichten, irgendwie zu vernachlässigen. Bekanntlich erwächst Bildungspolitik nicht *nur aus sachlich-rationalen* Faktoren, sondern in ihr spiegeln sich weltanschauliche, politische, verfassungsrechtliche, pädagogische, finanzielle und andere Gesichtspunkte wieder und führen – oft im Widerstreit – dazu, daß auch an prinzipiell für notwendig Erkanntes nicht in dem Maße Hand angelegt wird, wie es die Beteiligten – und mehr noch oft die Fernerstehenden – gern wünschen möchten. Geschieht aber einmal auch *nur etwas relativ Harmloses* gegen traditionelle Vorurteile Gerichtetes – wie zum Beispiel der Versuch einer Realisierung des von der Westdeutschen Rektorenkonferenz empfohlenen Plans der Einführung einer befristeten Immatrikulation oder die *Einführung* und *Beibehaltung* eines *Numerus Clausus*, der immer irgendwie unbefriedigend ist, *in bezug* auf das *Medizinstudium* –, dann erhebt sich gleich bei vielen unserer Studenten oder Mitbürger ein Sturm der Entrüstung. Das Entwerfen großer Hochschulreformpläne, die oft freilich schon das *Merkmal der Illusion* angesichts der tatsächlichen, aber auch rechtlichen Gegenkräfte an der Stirn tragen, erscheint vielen erhebender und eindrucksvoller, als in aufopferungsvoller Arbeit dort anzusetzen,

wo man nur Schritt für Schritt *evolutionär* vielleicht weiter kommen kann. Mit einem in einem anderen Land versuchten *Radikalismus* schüttet man nur allzu leicht das Kind mit dem Bade aus und *gefährdet Hochschule und Hochschulreform* mehr, als man ihnen nutzt. Unsere Universität geht – das hat im vorigen Jahr schon mein Amtsvorgänger an dieser Stelle betont – Reformen keineswegs aus dem Wege und hat hierbei bereits *weit mehr Positives* aufzuweisen, als manche glauben. Mit einem unserer hauptsächlichsten Kritiker, Herrn Abgeordneten Dichgans, haben wir uns während meines Rektoratsjahres an einen Tisch gesetzt, und auch die Studentenschaft hat ihm am 1. Juli zu einem Vortrag mit anschließender Diskussion das Wort gegeben. Um wieviel wir uns freilich näher gekommen sind, vermag ich nicht zu entscheiden; doch können, so verführerisch das ist, Hochschulreformgedanken leider nicht im knappen Rahmen meiner Jahresübersicht weiter diskutiert werden.

A propos Studentenschaft. Da ich in meiner Jugend selbst in der Studentenschaft der Universität Münster aktiv war, habe ich für die Anliegen der Studenten, auch der organisierten Studentenschaft, viel übrig. Daher habe ich aus *echtem Interesse* im letzten Jahr zweimal die Studentenparlamentssitzungen besucht und hatte mit *dem Asta enge Fühlung*. Auch um die Probleme der *Studentenwohnheime* und um die baldige Realisierung des Plans eines Studenten-, möglichst auch eines Professorenclubhauses habe ich mich bemüht. Was ich freilich nicht sehr schätze und wozu ich glücklicherweise in diesem Jahr an unserer Universität keinen Anlaß zur Klage habe, ist, wenn *außerhalb* unserer Universität bestehende *Organisationen* mit *bürokratisch erarbeiteten generellen Plänen* in die Zusammenarbeit mit *unseren* Studenten, also denen, die hier wirklich studieren und um deren Sorgen es geht, mittelbar eingreifen und diese unter ganz andere, m. E. zu Unrecht *generalisierende*

Aspekte stellen. Die Feier: 10 Jahre Studentenparlament wurde in diesem Jahr an unserer Universität begangen; auch der Rektor sprach dazu seine Glückwünsche aus. Ich bekenne mich *ausdrücklich* auch *heute wieder* zur studentischen *Selbstverwaltung* als zu einer *innerhalb* unserer Korporation sich auswirkenden Mitarbeit der Studenten an allem, was unter den gewiß noch nicht erschöpfend definierten Begriff der »studentischen Angelegenheiten« fällt, und lehne deshalb *alle Ideen* ab, durch die die Studenten mit *dem formalen Mittel der Schaffung einer eigenen juristischen Persönlichkeit*, vielleicht um kleiner juristischer Vorteile willen, aus *der Korporation der Universität* sich selbst ausschließen würden. Da ich an allen entscheidenden Punkten mit unserer Studentenvertretung einig war, gehört die Zusammenarbeit mit dem Asta in meinem Rektoratsjahr zu meinen angenehmen Erinnerungen.

So kam es auch, daß bei *vier bedeutenden, nicht vom Rektor organisierten* Veranstaltungen *studentische Kreise* die Organisation in der Hand hatten, aber dabei durchaus im Interesse der Universität – zum Teil sogar für diese – mit voller Billigung des Rektors handelten. In der Aula der Universität fanden an *wichtigen Ereignissen* in meinem *Rektoratsjahr* statt: die Rede des Herrn Bundeskanzlers Professor Dr. Erhard, die Rede des Herrn Ministerpräsidenten Dr. Meyers, die Ansprache Seiner Eminenz, des durch sein Wirken für die Wiedervereinigung der Christen und seine Toleranz ausgezeichneten Kirchenfürsten *Kardinal Bea*, die im Beisein von Seiner Eminenz Kardinal Frings und des Apostolischen Nuntius Erzbischof Bafile eine *überfüllte* Aula vorfand, und endlich die durch die Studentenschaft an *unsere Universität* gezogene »*deutsche Gedenkfeier der Jugend*« für den ermordeten Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika Kennedy.

Wohl jeder Rektor setzt sich für sein Rektorat bestimmte

Aufgaben, um die gerade er sich vorzugsweise bemühen will. Die Universität dankt meinem Vorgänger, Herrn Professor Schieder, in erster Linie, daß er durch seine Energie und Sachkenntnis die Verabschiedung der Verfassung der Universität zu Köln erreicht, dadurch die viele Jahre erstrebte Rechtsbasis für unsere Universität gefestigt und damit zahlreiche Verwaltungsprobleme gelöst hat. *Ich* habe mich u. a. – natürlich neben der Erfüllung der laufenden Aufgaben, deren das Rektoramt sehr zahlreiche und recht verschiedenartige, angenehme und weniger angenehme, mit sich bringt –, in erster Linie bemüht, die Universität zu Köln noch stärker draußen ins lebendige Bewußtsein der engeren und weiteren Öffentlichkeit zu bringen und *intra muros* das Rektoramt überall gegenwärtig zu machen. Daraus ergab sich insbesondere die Verpflichtung, die Beziehungen zur Stadt Köln zu pflegen und Universität und Bürgerschaft enger zusammenzuführen. Der Verein der Freunde und Förderer der Universität mit ihren besonders regen Vorstandsmitgliedern, Herrn Oberdirektor Dr. Pünder und Herrn Bankier Dr. Kühnen bot dazu in dankenswerter Weise seine Hand. Auf einem großen Festbankett, das ausgezeichnet war durch eine Ansprache des um unsere Universität hochverdienten Altbundeskanzlers, Ehrenbürgers unserer Universität, Dr. Konrad Adenauer, des mit Herrn Geheimrat Professor Dr. Eckert hochgeschätzten Wiederbegründers der Universität zu Köln im Jahre 1919, wurden Kölner Bürger, Persönlichkeiten der rheinisch-westfälischen Wirtschaft und Mitglieder des Lehrkörpers zusammengeführt. Abgesehen von dem beachtlichen finanziellen Ertrag für den Verein zugunsten der Universität konnte die Mitgliederzahl verdoppelt werden. Weitere Maßnahmen mit dem Ziele, die früheren Studenten unserer Universität als Mitglieder dieses Vereins zu gewinnen, sind eingeleitet; es ergeht

an alle früheren Studenten der Universität zu Köln der Aufruf, Mitglied des Förderer-Vereins zu werden. Universität, Studentenschaft und Verein planen eine gemeinsame Zeitschrift, die den Vereinsmitgliedern zugehen und damit die Verbindung der Universität zu ihren früheren Kommilitonen neu beleben soll.

Auch die Beziehungen zu Presse, Rundfunk und Fernsehen, auf deren Verständnis wir bei unserer Stellungnahme zu den verschiedenen Hochschulreformplänen, aber mehr noch zwecks öffentlicher Kundbarmachung von wichtigen Forschungs- und Arbeitsergebnissen Kölner Forscher angewiesen sind, wurden entschieden gefördert; Herr Professor Dr. Wandruszka stellte dankenswerterweise seine Fähigkeiten für das Amt eines Presseferenten zur Verfügung und konnte der Presse vorgestellt werden.

Die Verbindung mit unserer Partnerschaftsuniversität Clermont-Ferrand konnte durch die Abhaltung einer im Partnerschaftsvertrag vorgesehenen wissenschaftlichen Woche der Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Die sorgfältiger und vorsichtiger Betreuung bedürftigen Beziehungen unserer Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät zur Partnerfakultät der Universität Kabul wurden durch Besuche seitens des Herrn Kollegen René König und des Rektors vertieft; zuvor hatte Seine Magnifizenz der Herr Rektor von Kabul hier seinen Besuch gemacht. Der vierte Kongreß der Internationalen Vereinigung der Universitäten in Tokio bot nicht nur dem Rektor reiche Belehrung, die angesichts der besonderen Stellung der Universitäten in Mitteleuropa manches in anderem Lichte erscheinen läßt, als wir es gewöhnlich sehen, sondern ließ auch vielerlei neue Beziehungen internationaler Art entstehen und bestehende vertiefen. Die Universitätsjubiläen von Wien (600 Jahre) und Kiel (300 Jahre) gaben

Gelegenheit zu wichtigen Fühlungen innerhalb der gesamten internationalen Welt der Wissenschaft. Innerhalb Kölns wurden die Beziehungen zu den hiesigen Verwaltungsbehörden, Gerichten, zur Privatwirtschaft usw. bei allen dafür gegebenen Anlässen durch das Erscheinen des Rektors vertieft. Mir scheint es angesichts der in den letzten Jahren von manchen Seiten vorgetragenen Kritiken an den Universitäten wichtig, daß solchen Angriffen, soweit sie auf Unkenntnis der wahren Verhältnisse beruhen oder sonstwie unberechtigt sind, bereits im persönlichen Gespräch die Spitze abgebrochen wird, daß aber auch umgekehrt auf diesem Wege Anregungen und berechtigte Kritik in die Universität auf sachliche Weise eingeführt wird.

Natürlich habe ich als Rektor mit den verschiedenen staatlichen und Selbstverwaltungs-Organisationen zusammengearbeitet, die zum Teil von den Universitäten irgendwie selbst mitgeschaffen sind oder sonst in ihrem Bereich arbeiten. Als Verwaltungswissenschaftler kann ich die Kritik nicht ersparen, daß wir im deutschen Hochschulbereich unter einer bürokratischen Überorganisation leiden, die mir die Arbeit oft jedenfalls mehr zu erschweren als zu erleichtern scheint. Doch möchte ich mich mit diesen Problemen einmal später lieber literarisch auseinandersetzen, wenn ich keine amtliche Stellung an der Universität habe und mich als Einzelperson – ohne Rückwirkung auf die Korporation meiner Universität – dann freier äußern kann.

Zum Schluß habe ich noch allen zu danken, die mir durch ihre Mitarbeit, ihre Aufgeschlossenheit und ihre Hilfsbereitschaft meine Amtsführung erleichtert haben: den Mitgliedern des Kuratoriums und des Verwaltungsausschusses, dem Herrn Prorektor, den Herren Dekanen, dem Herrn Kanzler, den Astavertretern und der Parlamentsvorsitzenden, allen Beamten

und Angestellten der Verwaltung und besonders des Rektorats, – wie bereits erwähnt: dem Herrn Kultusminister und seinen Beamten sowie dem staatlichen Hochbauamt, den zuständigen Architekten und ihren Mitarbeitern, nicht zuletzt schließlich der Stiftung Volkswagenwerk und der Fritz-Thyssen-Stiftung, aus denen erhebliche Beträge für Forschung wie für Stipendien und Druckkostenzuschüsse Mitgliedern unserer Universität zugeflossen sind.

Nunmehr obliegt mir nur noch die feierliche Investition meines Amtsnachfolgers. Auf Grund der Universitätsverfassung wurde in der Sitzung des Großen Senats vom 19. Juni 1965 als Rektor für das Universitätsjahr 1965/66 ordnungsmäßig gewählt der ordentliche Professor für Wirtschaftliche Staatswissenschaften Dr. Günter Schmolders, dem ich nun dieses Amt übergebe, nachdem er vor dieser Festversammlung mir gegenüber seinen Amtseid abgelegt hat.

B 9356, b - 34